

„Solange man selbst redet, erfährt man nichts.“ (Marie von Ebner-Eschenbach)

Korrespondenz ist seit jeher eine der wichtigsten Fähigkeiten des Menschen; manche würden sogar behaupten, es sei die definierende, jene, die den Menschen über den Rest der Schöpfung hebt: eine Form der Kommunikation, die über Signalfarben und Warnschreie hinausgeht, die teilweise auch Jahrhunderte nach dessen Ursprung noch vernommen werden kann. Der Mensch ist schließlich das einzige Tier, das die Stimme seines Urgroßvaters oder seiner Urgroßmutter (angenommen diese/r lebte nach der Erfindung des ersten Tonaufnahmegeräts) hören kann, der sogar deren intimste Gedanken durch überlebende Aufzeichnungen kennen kann. Und doch scheitert der Mensch häufig an der Nutzung dieser mächtigen Erfindung: trotz tausender Benimmregeln, Vorlagen, Anweisungen, kann Kommunikation, Sprache, häufiger als lieb ist nichts erfahren machen. Leere Worte kennt ein jeder zur Genüge, Gespräche die sich im Kreis drehen, als würde die Gravitation eines Arguments oder eines Themas sie festhalten, schleudern, immer unter demselben Horizont. Wie kann Kommunikation funktionieren?

„Solange man selbst redet, erfährt man nichts.“

Dies schließt auf zwei Verhaltensweisen, zwei geistliche Zustände: Reden und Schweigen, Zuhörend und Erzählend.

Striktes Schweigen ist wie eine Decke, über den Kopf gezogen in einer eisigen Nacht, um der Kälte zu entkommen. Nach und nach wird das Gesicht immer feuchter, erwärmt und durchnässt durch den stetigen Atem, ein Film Nässe, den man nicht wegwischen kann, der festklebt, von der Haut fast tropft, wäre er nicht so fest auf sie gepresst. Atmen ist unter einer Decke schwer. Das Bedürfnis, einen kleinen Zipfel hochzuheben, etwas Luft einzuladen, eine frische Brise, die Teil der Nässe abhebt, ist groß, noch größer ist die Furcht vor dem, was mit hineinschlüpfen kann. Also bleibt man kleben, erträgt die Nässe, erträgt die Decke, die einen umschlingt, die mit jedem Atemzug immer enger wird, so langsam, dass man es nicht merkt. Einen Frosch kann man ganz einfach, ohne dass er aus dem Topf springt, kochen, wenn man die Temperatur nur langsam genug erhöht.

Seit gut einem Jahr trage ich diese Decke. Seitdem ich schweige, erfahre ich kaum noch etwas von anderen, aber auf schleichende Weise ist dies nur der letzte Schritt in einer langen Kette. Ich könnte Ihnen noch nicht einmal die Namen meiner Klassenkameraden nennen, obwohl ich sie seit sieben Jahren kenne. Ein Maler ohne Modell – wie kann ich über das Reden und Zuhören, das Erfahren schreiben, wenn ich es selbst so wenig tue? Schweigen hat mich nur das eine gelehrt: wer nicht redet, ist in dieser Welt nicht willkommen. Kommunikation, eine „Kernkompetenz“, etwas, von dem Lehrer sagen, es sei das wichtigste Werkzeug, die eine zentrale Lektion, die man in der Schule unbedingt lernen muss, durch zermürbende, ellenlange Gruppenarbeiten hart erkämpft – diese Erkenntnis bleibt mir verschlossen, ohne Verschuldung (so sage ich es mir selbst), nur durch mein Wesen. Ich erfahre nichts, weil ich nicht selber spreche, wodurch keiner mit mir spricht, ich nichts mehr höre, keinen Hauch.

Und doch: diejenigen, die am lautesten schreien, scheinen am wenigsten zu erfahren. Wen mag man wohl lieber: den leisen oder den lauten Freund? Ich denke, der Laute würde heimlich am meisten verachtet: tritt schließlich ständig über Grenzen, wird bloß nicht eingeladen, da er immer den Fokus stiehlt, alles sich immer um ihn dreht, eine kleine Sonne, die man verachtet. Erfährt der Laute dabei etwas? Kann man ihm Geheimnisse anvertrauen, oder spuckt er sie vor der nächstbesten Person wieder aus, eine einzige Phrase in seinem endlosen Lied, doch durch den aufmerksamen Hörer schnell ausgeschnitten und weitergegeben? Kann man dem Lauten vertrauen? Hört er die anderen

über seine Trompete? Ist er nicht geblendet vom Scheinwerfer geblendet? Oder haben sich seine Augen an den konstanten Schein gewöhnt und sieht er mehr, als man ihm zutraut? Für diese Art Mensch kann ich nicht sprechen.

Aristoteles meint, Tugend wäre die Mitte zwischen zwei Extremen. Um zu einer passenden Antwort auf das Zitat zu kommen, muss man nur im Philosophieunterricht kurz aufgepasst haben. Weder schweigsam, noch plappernd, so erfährt man wohl das meiste.

Im Museum bin ich normalerweise ein stiller Beobachter, absorbiert in eigene Gedanken, also zu mir selbst sprechend. Lange war mir das genug: schließlich ist persönliche Reflexion eine der wichtigsten Momente im Betrachten eines Kunstwerks, man legt dort die persönliche Bedeutung fest, hört die Stimme des Werks, das leise „Komm näher, sieh mich an, ich öffne mich für dich.“ flüstert. Was ich in dieser Annahme vergaß: was ist persönliche Erkenntnis wert? Bewusst ist mir dies während einer Kursfahrt in einem niederländischem Kunsthaus, dem Mauritiusus, geworden: ich saß vor einem mir bekanntem Werk von Fabritius, „Der Dornenfink“ (das auch nun neben mir liegt, als Postkarte). Zufällig las ich gerade das gleichnamige Buch von Donna Tartt zum zweiten Mal und dachte dementsprechend viel, hatte viel zu sagen. Ich betrachte also verloren dahin, und eine geführte Gruppe betritt den Raum: normalerweise ein schlichtes Ziel des Ärgers, nichts weiter: man steht auf, verlässt den Raum, wartet, bis die schwatzende Tour von Rentner, Schulkindern oder fein gekleideten, ‚gebildeten‘ Touristen abzieht. Zeit zu warten hatte ich jedoch nicht (mein Aufenthalt wurde durch das Schließen des Museums begrenzt, wir waren viel zu spät gekommen), also blieb ich. Die Führerin sprach Holländisch. Der verehrte Leser hat sicher schon einmal Holländisch gelesen: für Deutsche eine relativ einfachere Übung, als hätte jemand simpel das Deutsche mit einem Pürierstab malträtiiert. Holländisch scheint eine jener Sprachen zu sein, von der die Mehrheit denkt, sie könnte sie auch ohne wirkliches Sachkenntnis verstehen, als wäre sie keine eigenständige Sprache, sondern ein Bastard jeder anderen, ein Dialekt der Welt. Einer Sprache zuhörend, die man gerade so nicht versteht, durchsetzt mit kleinen Lichtstrahlen des Verständnisses, ein bekannt klingendes Wort durch die Wolkendecke des schnellfließenden Holländisch, vor einem Bild, vor dessen Deutung man nur durch dünne Vorhänge getrennt ist, dass man aber trotzdem nicht vollständig begreift, was hätte ich gegeben, diese Führerin zu verstehen, mehr zu erfahren. Was hätte ich gegeben, um nachfragen zu können. Aber ich tat es nicht. Was blieb mir dadurch verborgen?

Wären alle weisen Menschen vor mir, alle Künstler, Poeten, Philosophen, Wissenschaftler, mit ihren persönlichen Reflektionen zufrieden, wer wären wir? Was wären wir?

Im Schreiben dieses Essays habe ich niemanden um Hilfe gebeten. Niemanden habe ich zu seinen oder ihren Ideen gefragt, außer meiner Mutter, an dessen vollständigen Verständnis des Konzepts eines Essays ich hochnäsig zweifelte. Vielleicht zeigt sich daran schon mein Missverständnis. Doch was ist süßer als die eigene Stimme, unbeeinflusst, rein fließend von der Seele? Liebe ich denn nicht Shakespeares Monologe? Tun Sie es? Auch wenn viele der Figuren mit den längsten Monologen die schlimmsten Enden finden, und tatsächlich ihre schrecklichen Tode durch ein wenig Zuhören hätten verhindert werden könnten: was ist schöner, als einfach zu reden? Ohne Antwort? Von der Leere absorbiert? Doch man erfährt vom Schrei in den Äther nichts, nichts außer dem einsamen Echo eines der Menschheit verlorenen Gedankens.

Denn ist es nicht vielleicht das Zuhören, dass die Menschheit ermöglichte? Reden mag Kontakt herstellen, aber Zuhören schafft Gemeinschaft. Durch Zuhören drückt man aus: „Was du sagst, ist mir wichtig. Es interessiert mich.“ Und durch Zuhören lernt man das, was der Schrei in den Äther verborgen lässt.

Haben Sie einmal in einem Orchester gespielt? Wurden Sie in jene Verweilpausen eingeweicht, nur einige Takte oder Schläge, wartend, nicht einmal zählend, bis die Musik sie wieder hereinbittet? Diese Pausen, und es gab viele in meiner Amateurlaufbahn als begleitender Posaunist, gehören zu den schönsten im Leben. Ein ewiger Moment, in dem man nichts Anderes tut, als zu hören, zu atmen, inmitten der Musik, umgeben, manchmal sogar umarmt. Es ist nicht vergleichbar mit dem bloßen Sitzen im Zuschauerraum. Dieser Moment, die Musik um Sie herum: sie lebt genauso wie Sie, atmet im selben Takt. Ich stelle mir hier einen Soldaten in einer antiken Schlacht vor, bewaffnet mit Schwert und Schild, der mitten im Kampf innehält, sich umsieht. Sieht, wie alle Kameraden auf denselben Schlag angreifen. Wahrscheinlich bin ich deshalb als Musiker gescheitert. Ich habe mich voll und ganz auf die anderen konzentriert, zugehört – nicht mitgezählt, wie gesagt, was meine Eintritte oft etwas unpräzise machte.

Wodurch funktioniert ein Orchester, oder ein Gespräch, was macht es zur Erfahrung? Wodurch erfährt der Zuhörer, hört er, begreift, am meisten?

Musik ist am schönsten, wenn ihre Instrumente ein Gespräch führen (hören Sie sich zum Beispiel Tschaikowskys „Valse Sentimentale“ an). Wenn die Musiker nicht allzu begierig sind, ihre eigenen Strophen zu beginnen, sondern die anderen anhören, auch nicht zu schüchtern sind, wenn sie ihre Stimme singen. Das macht einen Auftritt wirklich großartig: Harmonie.

Stellen Sie sich einen Konzertsaal vor. Auf der Bühne sitzt ein Orchester aus den besten Musikern ihrer Zeit, jedoch sind sie alle für ein Solo vorbereitet. Das Konzert beginnt: jeder Musiker steht, als wolle er ein Solo abliefern. Wer nicht aufstehen kann (das Cello, die Tuba), der wird von einem Scheinwerfer beleuchtet. Kein Dirigent lässt seinen Stab um die Ecke blicken. Plötzlich, mit einem hastigen Atemzug, beginnen sie alle zu spielen; einige Tschaikowski, andere Prokofjew, ein gigantisches Gewitter aus Melodien, der durch unsere Unfähigkeit, sich ganz auf eine Stimme zu konzentrieren, durch den Fleischwolf gedrückt wird. Wenn wir nur eine Melodie erkennen könnten! Aber sobald man sich auf ein Instrument, einen Musiker fokussiert, wird es von einem anderen übertönt.

Das Ohr erreicht nur ein Trümmerhaufen.

Der Pianist, hineingeschoben vorbei am Orchesterkorps unter den misstrauischen Blicken seiner Bewohner, beginnt „La Campanella“. Der Klang der Trompeten, erzen, durchdringend, erinnert an ihren früheren Zweck: ein Kriegssignal. Die erste Geige hat sich für ein Solo-Arrangement von „Claire de Lune“ entschieden, der Musiker an den Pauken für „Danse Macabre“. Seine Schläger schwingen, kontrolliert, aber trotzdem bringen sie leichte Angst vor einem Knacks mit sich, dem Schnappen eines zusammenbrechenden Schlägers unter der Gewalt, dem Drängen seines Meisters. Die Blasmusiker werden allmählich rot im Gesicht, ihre Augen treten hervor, aber nicht nur ihre, alle Musiker wirken, als wären sie kurz vor dem Platzen in ihrem verzweiferten Wettlauf ihr Selbstgespräch zu beenden, fast als würde die Stille sie verfolgen, sie jagen, nach ihren Fersen schnappen. Als würde das Warten sie zerfleischen, und sie lassen es nicht dazu kommen. Das Gewicht einer Begleitung haben sie nie erkannt, oder können es nicht wahrhaben.

Gespräche arten oft ähnlich aus: man muss sich übertrumpfen, immer eine bessere Anekdote, einen besseren Beitrag zur Konversation finden. Für wen? Den Zuhörer. So jagen sich auch die Musiker in unserem Konzert: um des Zuhörers willen. Damit er den Saal verlässt und sagt: „Die zweite Geige von rechts, in der dritten Reihe, ja, die mit den braunen Haaren, die hat mir besonders gefallen.“ Musiker müssen, besonders im Beruflichen, immer nach dem Solo aus sein, immer nach der ersten Stimme, dem Repräsentanten. Das Schweigen zahlt nicht gut. Als Geige in der dritten Reihe ist man nicht besonders attraktiv für das nächste Orchester, denn Permanenz gibt es hier nicht.

Also jagt man. Das dies unproduktiv, sogar äußerst destruktiv ist, hat der Leser sicher selbst erkannt. Und doch wollen auch wir uns immer besonders hervortun: in der Schule unterbricht man in der Debatte andere, um seinen besonders geistreichen Kommentar einzuführen, für das Nicken des Lehrers oder des Freundes oder die generelle Anerkennung, etwas Schlaues gesagt zu haben. Ähnlich verhält es sich in jedem Gespräch, in dem man irgendjemandem etwas zu beweisen hat, überall, am Küchentisch, der Kantine, der Drang nach dem Solo verfolgt den Menschen.

Nun stellen Sie sich ein Konzert vor, in dem alle Musikanten eine begleitende Rolle angenommen haben. Sie unterbieten sich konstant: niemand will sich besonders hervortun, jemanden übertönen, sie schleichen, zittern. Das Janusgesicht des menschlichen Gesprächs: das Ziel ist entweder das Befriedigen des Egos, das Beweisen des Werts in dem, was man zu sagen hat, oder das Bewahren der Ruhe, der Unglaube in sich selbst und andere. Sind diese Art Unsicherheiten in einer der Parteien zugegen kann das Gespräch schwerlich produktiv werden. Wieder sind wir bei Aristoteles: die Mitte ist zu treffen.

Kann man jedoch diese Mitte finden, wenn man ganz ehrlich mit sich selbst ist? Unsicherheit ist genauso menschlich wie Kommunikation; wie kann man sie komplett verbannen? Sicherheit in sich selbst und andere ist harterkämpft. Wenige werden sie in voller Form erlangen. Aber der Mensch strebt ganz natürlich danach. Reichtum, Liebe, all das sorgt nur für Sicherheit: ist man reich, so braucht man sich vor vielen Schicksalsschlägen, Katastrophen für Arme, nicht fürchten. Je reicher man ist, desto sicherer ist das geliebte Essen auf dem Tisch. Ebenso verhält es sich beim Streben nach romantischen Beziehungen: bin ich festgebunden an jemandem, zum Beispiel durch Heirat, so ist mir Liebe sicher. Habe ich Kinder, so ist mein Alter sicher, denn es gibt jemanden, der sich um mich kümmern kann, wenn ich alt und grau bin, der dann seine Blüte erreicht, wenn man längst verrottet. Ist man sich selbst sicher, so braucht man weder Solo noch muss man sich verstecken.

Um diese Sicherheit zu erlangen, muss das Folgende verinnerlicht werden: das Gegenüber ist auch nur ein Mensch, ähnlich unsicher wie man selbst. In der Essenz sind wir gleich; im Grab steht niemand über dem anderen, und so muss man sich auch im Gespräch verhalten. Das Gegenüber ist ebenbürtig, so auch seine Worte, beide Seiten sollten gehört und gesprochen werden.

Nun ist mein Monolog fast beendet. Sie warten nur noch darauf, dass sich der Vorhang senkt, auf den letzten Punkt. Ich bin des Redens müde geworden. Dies ist vielleicht die einzige Art, in der ich meine Gedanken erfahren lassen kann, das nächste an einem Gespräch, zu dem ich mit Fremden fähig bin. Ich werde gleich wieder schweigen, nur keine Sorge, ich kenne meinen Platz, meine Stimme. Lassen Sie mich den Moment nur kurz auskosten. Persönlich habe ich durchaus durch das hier, welche verkrüppelte Art der Kommunikation dies auch immer ist, gelernt. Ich bin dankbar für die Gelegenheit, meine Stimme mit jemandem zu teilen und nicht mehr in den Äther zu schreien. Ich danke Ihnen für Ihr Schweigen. Ich hoffe Sie haben auch etwas erfahren, und sei es nur, dass Sie wissen, dass ich etwas geschrieben habe, dass ich es versucht habe, sicher zu sein.